

# INHALT

Alles bei mir war früher deutsch ~ 7

1 Häuser ~ 23

2 Plündern ~ 75

3 Möbel ~ 93

4 Dinge ~ 113

5 Schätze und Geheimnisse ~ 243

6 Friedhöfe ~ 283

7 Liegnitz ~ 321

Nachwort ~ 365

Anhang ~ 369

Verzeichnis der polnischen geografischen Namen  
und ihrer deutschen Entsprechungen ~ 371

Verzeichnis ausgewählter Gesetze und Verordnungen  
zu verlassenen und ehemals deutschem Vermögen,  
Nachkriegsänderungen von Ortsnamen sowie zum  
Denkmalschutz ~ 374

Bibliografie ~ 379

»Alles bei mir war früher deutsch – deutsch war die Stadt,  
deutsch waren die Wälder und deutsch waren die Gräber,  
deutsch war einst die Wohnung, deutsch waren die Treppen,  
die Uhr, der Schrank, der Teller, deutsch waren das Auto,

die Jacke wie auch das Glas, die Bäume, das Radio,  
und ich errichtete mir auf genau diesem Plunder  
ein Leben, auf diesen Resten werde ich herrschen,  
werd' sie verdauen, zersetzen, ich soll aus ihnen

ein Vaterland bauen [...]«

~ Tomasz Różycki, »Totemy i koraliki«  
(Totems und Perlenketten)

# ALLES BEI MIR WAR FRÜHER DEUTSCH

»*Taż przecie to ksiądz jeszcze poniemiecki*, das ist doch noch ein alter deutscher Priester«, sagt Pawlaks Frau Mania, als es mit Großmutter Leonia zu Ende geht, und der Priester, der ihr die letzte Ölung erteilen soll, sich als Deutscher entpuppt. »Gott is' hier aber derselbe wie in Krużewniki«, antwortet Pawlak, wenn auch nicht ganz überzeugt. Der Familie bleibt nur die Hoffnung, dass der Allmächtige auch eine auf Deutsch erteilte Absolution akzeptiert und Oma Leonia »reinlässt« – wenn nicht direkt in den Himmel, dann wenigstens ins Fegefeuer. Die Szene stammt aus Andrzej Mularczyks Roman *Sami swoi* (deutsch sinngemäß etwa: Man ist unter sich), dessen Verfilmung aus dem Jahr 1967 in Polen Kultstatus genießt. Das Buch erzählt die Geschichte der Familien Pawlak und Kargul, die infolge der geopolitischen Neuordnung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg aus den der UdSSR zugeschlagenen polnischen Ostgebieten in die vormals zum Deutschen Reich gehörenden »wiedergewonnenen« Gebiete im Westen umsiedeln müssen.

Nachdem diese Gebiete nun unter polnischer Verwaltung stehen, ist auch der deutsche Priester nicht mehr völlig fremd, nicht mehr *niemiecki* (deutsch), sondern *poniemiecki* (ehemals deutsch), wie alles andere auch. In einer anderen Szene von *Sami swoi* will Pawlaks Sohn Witia auf dem *szaberplac*, dem Markt für Plünderware, eine Katze kaufen, die der Mäuseplage auf dem Hof der Familie ein Ende bereiten soll. Katzen gibt es dort zuhauf. Sicher *poniemieckie*, überlegt Witia laut. Aber nicht doch, protestiert der Händler energisch, er bekomme sie aus Zentralpolen. Die Katze »aus der Stadt Łódź«, die Witia schließlich für zwei Sack Weizen und ein Fahrrad kauft, erweist sich als ausgezeichnete Jäger, der – immer abwechselnd –

auf den Höfen der Pawlaks und der Karguls gute Dienste leistet. Und an Sonn- und Feiertagen verdient sie sich beim Gemeindevorsteher ein Zubrot.

Lange dachte ich, der Gag mit der Katze aus der Stadt Łódź solle die Abneigung der sogenannten »Repatrianten«, wie die offizielle Propaganda die zwangsumgesiedelten Menschen aus den polnischen Ostgebieten bezeichnete, gegen alles Deutsche karikieren. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Katzen aus Zentralpolen tatsächlich beliebter waren als die lokalen Mäusejäger. Doch Andrzej Mularczyk hält sich durchaus an die historische Wahrheit. Das ist mir bei der Lektüre von Erinnerungen der ersten Siedler klargeworden. Eine Bäuerin aus den Masuren schreibt, während der Nagerplage von 1946 hätten manche Leute Katzen aus Zentralpolen herangeschafft und für zweihundert Zloty das Stück verkauft. Das war damals sehr viel Geld, für fünfhundert Zloty bekam man schon einen Doppelzentner Weizen. Es scheint also, als wären die deutschen Katzen mit dem Mäusefangen nicht hinterhergekommen oder hätten gegen ihre Natur in einem Akt antipolnischer Sabotage die Arbeit verweigert.

Auch Kühe konnten *poniemięcki* sein. »Besitzt ein Bürger eine Bescheinigung einer militärischen Einheit, der zufolge sich eine Kuh zuvor in Armeebesitz befand, so kann diese Kuh nicht als *poniemięcki* eingestuft werden« – so die Antwort der Zeitschrift *Osadnik na Ziemiach Odzyskanych* (Der Siedler in den Wiedergewonnenen Gebieten) auf die Zuschrift eines von diesbezüglichen Zweifeln geplagten Bürgers.

Alles war *poniemięcki*: Häuser, öffentliche Gebäude, Fabriken, Straßen, Kirchen, Friedhöfe, aber auch die Dinge des täglichen Gebrauchs: Anrichten und Schränke, Tische und Stühle, Maschinen und Werkzeuge, Gefäße und Küchengeräte, Kleidungsstücke, Bilder an den Wänden und Einmachgläser in den Kellern. *Poniemięcki* waren die Kartoffeln, aus denen man urpolnischen Schnaps brannte.

Aber auch die Pilze und das Wild in den Wäldern oder die Linden entlang der Landstraßen. Die polnische Übergangsregierung hatte schon am 6. Mai 1945 – ein halbes Jahr vor dem Potsdamer Abkommen, das den Verlauf der deutsch-polnischen Grenze neu regelte – mit einem »Gesetz über das verlassene und aufgegebene Vermögen« Tatsachen schaffen wollen. Verlassenes Vermögen im Sinne dieses Gesetzes war jegliche Habe, die sich nicht im Besitz ihres Eigentümers befand; als aufgegeben galt jegliches bewegliche und unbewegliche Vermögen des deutschen Staates oder deutscher Staatsangehöriger sowie anderer Personen, die »vor der Roten Armee flohen und nicht zurückkehrten«. Formell wurde die Konfiskation deutscher Besitztümer – nachdem im August 1945 die Gebiete östlich von Oder und Neiße Polen zugeschlagen worden waren – per Dekret vom 8. März 1946 vollzogen. Damit fiel sämtliches Vermögen des Deutschen Reiches und der ehemaligen Freien Stadt Danzig sowie der Staatsangehörigen des Deutschen Reichs mit Ausnahme von Personen »polnischer oder einer anderen von den Deutschen verfolgten Nationalität« in den Besitz des polnischen Staates. In der Überschrift des Dekrets wurde die Bezeichnung »aufgegebenes Vermögen« durch »ehemals deutsches Vermögen« ersetzt.

## Das Hakenkreuz

Die erste Idee zu diesem Buch entstand vor einigen Jahren in Legnica (ehemals Liegnitz), wo mein Mann und ich meine Eltern besuchten. Als wir nach dem Abendessen das Geschirr abwuschen, schrie mein Mann plötzlich auf, als hätte er sich verbrüht.

»Was ist *das* denn?!«

Er schaute – oder vielmehr: starrte – auf die Unterseite einer weißen Keramikschüssel, auf die Stelle, an der sich normalerweise die Bodenmarke befindet. Auch unsere Schüssel hat eine solche

Marke, allerdings in Gestalt eines grünen Hakenkreuzes. Es ist nicht groß, man möchte fast sagen dezent, aber eben doch ein Hakenkreuz. Umrahmt wird das Symbol der NS-Schreckensherrschaft von einem Zackenkranz und dem Schriftzug »KPM [Kister Porzellan-Manufaktur] – Modell des Amtes – Schönheit der Arbeit«.

Die Schüssel befindet sich seit jeher im Besitz unserer Familie. Sie steht an keinem besonderen Platz, denn sie ist weniger von ästhetischem als von praktischem Wert. Sie eignet sich hervorragend zur Zubereitung von Teig oder Kutia (einer süßen Getreidespeise nach ostpolnischem Rezept). Ich kann mich an kein Weihnachten oder Ostern ohne sie erinnern. Doch das Hakenkreuz sah ich zwanzig Jahre nach meinem Auszug aus dem Elternhaus zum ersten Mal – dank meines deutschen Mannes, der aus dem Staunen nicht herauskam, dass ein NS-Symbol so lange in einem polnischen Haushalt überdauern konnte. In deutschen Haushalten wäre Geschirr mit eingepprägtem Hakenkreuz heute unvorstellbar, es sei denn bei Neonazis oder Sonderlingen, die aus ihnen allein bekannten Gründen Artefakte aus der Hitlerzeit sammeln. Ich weiß nicht, weshalb das Hakenkreuz auf der Unterseite der Schüssel weder mir noch sonst jemandem aus der Familie aufgefallen war, doch an jenem Abend stellte ich mir die Frage, wie viele deutsche Dinge wir in unseren Häusern haben, ohne sie bewusst als solche wahrzunehmen.

~

Die Menschen, die sich noch an die Übernahme der per Dekret zu *ehemals deutsch* erklärten Dinge erinnern, werden immer weniger. Andererseits fahren heute manche Wrocławer oder Szczeciner öfter nach Berlin als nach Warschau: zum Flughafen, zu Konzerten, zum Einkaufen, zum Studium, zur Arbeit. Auch ich bin nach meinem Studium in Warschau und einem Jahr Arbeit in Ostpolen nach Berlin gezogen. Von Legnica sind das gerade einmal dreihundert Kilo-

meter. Anders als in Warschau, wo ich trotz ernster Versuche nie richtig Wurzeln schlug, fühlte ich mich in Berlin gleich heimisch. Und das, obwohl bis in die frühen 1990er Jahre mein Radius nach Westen gerade bis zur Niederschlesischen Heide reichte. Dahinter lag bis 1989 die Grenze zur DDR, also das Ende der Welt.

Damals wusste ich nicht, wie sehr die Landschaft auf der anderen Seite unserer niederschlesischen ähnelt. In den 1980er Jahren fuhr auch niemand aus meinem näheren Umfeld regelmäßig nach Deutschland. Unsere Urlaube verbrachten wir in Bulgarien oder in der Tschechoslowakei, in Ungarn oder in Odessa. Während meine Altersgenossen aus Westeuropa ihre Ferien am Mittelmeer, in Italien oder auf Mallorca verbrachten, futterte ich am Schwarzen Meer Melonen und Granatäpfel. Dabei war ich noch ein Glückspilz, denn die meisten polnischen Kinder verbrachten ihre Ferien an der polnischen Ostsee oder in den Masuren.

Deutschland? Das weiter entfernte, aber irgendwie nähere und greifbarere, interessierte mich nur als das Reich der Nussbeisser-Schokolade (die mit den ganzen Haselnüssen und dem Fensterchen in der Verpackung), der Coca-Cola-Dosen und der *Bravo*. Das andere und angeblich mit uns verbrüdete, aber herablassend *enerdówek*, DDRchen, genannte, lag gleich vor der Haustür, aber es war, als existierte es überhaupt nicht. Als erstreckte sich hinter der Niederschlesischen Heide eine von einer Katastrophe entvölkerte Landschaft. Wie sehr sich die Erfahrungen der in der Volksrepublik Polen und in der DDR aufgewachsenen Menschen gleichen, wurde mir erst klar, als ich meinen in Ost-Berlin geborenen Mann kennenlernte und wir uns von unserer Kindheit und frühen Jugend erzählten.

## Vom Gefühl, am falschen Ort zu sein

Eine Erfahrung teilte ich allerdings weder mit meinem Mann noch mit Freunden, die in Warschau oder Lublin aufwuchsen: die Erfahrung, in einer nie ganz als eigene empfundenen Landschaft zu leben, die mit dem Gefühl verknüpft war, dass die Geschichte meiner Stadt und ihres Umlands ein schambehaftetes Geheimnis in sich barg. Die Angehörigen der ersten und zweiten, teils sogar noch der dritten in West- oder Nordpolen aufgewachsenen Generation stießen oft auf eine Mauer des Schweigens, wenn sie nach der Zeit vor 1945 fragten. Die Vergangenheit, so der Wrocławer Literaturwissenschaftler und Kritiker Andrzej Zawada, sei verheimlicht worden »wie in einer sogenannten besseren Familie das peinliche Geheimnis einer anrühigen Herkunft«. Die Germanistin Beata Kozak, Chefredakteurin des feministischen Magazins *Zadra* (Der Stachel), erinnert sich, dass in den 1970er Jahren in Szczecin kein Erwachsener je erzählte, »was dazu geführt hatte, dass er hierhergekommen war«: »Alle waren mit ihrer Arbeit beschäftigt, mit dem Durchhalten bis zum nächsten Ersten, zur nächsten Gehaltszahlung, mit den Betriebsferien an der Ostsee, mit der Normalität, mit dem Nichtanecken. [...] Das Fremdheitsgefühl und die Atmosphäre der Verslossenheit, des Verschweigens von etwas Unangenehmem waren allgegenwärtig und deswegen beinahe unmerklich.« Der Dichter Tomasz Różycki, von dem der eingangs zitierte Vers »Alles bei mir war früher deutsch« stammt, sagte 2006 in einem Gespräch mit der Zeitschrift *Polityka*, in seiner Heimatstadt Opole (Oppeln) sei das Gefühl der Fremdheit bisweilen so stark gewesen, dass er versucht habe, in Orten mit einer klareren Identität, etwa in Krakau, heimisch zu werden.

Wir, die Nachkommen der Zwangsumgesiedelten und Siedler aus anderen Teilen Polens, kennen keine andere Heimat. Wir haben keine Erinnerung an Krieg und Entwurzelung. Und doch ist der »große Umzug« stets präsent – in Familiengeschichten und Anek-

doten. In dem, was unsere Eltern und Großeltern sagten – laut, leise oder zwischen den Zeilen –, und in dem, was sie hartnäckig verschwiegen. Die Geschichte vom Aufbau eines neuen Lebens auf fremdem Grund ist noch nicht vollständig erzählt worden. Nicht zufällig gaben Jerzy Baczyński und Leszek Będkowski ihrem Aufmacher zu einer *Polityka*-Beilage über die Migrationen der Nachkriegszeit den Titel »Prawdziwa historia samych swoich – Die wahre Geschichte der Umsiedler«. Das heißt nicht, dass wir bis jetzt eine unwahre Geschichte erzählt hätten. Wohl aber eine lückenhafte und durch politische Instrumentalisierungen verzerrte.

Nach dem Krieg übermalten wir jahrelang die deutschen Fassaden, doch in jedem zweiten Haus blieben deutsche Relikte erhalten: Alexanderwerk-Waagen, Kaffeemühlen, Kleiderbügel mit den Namen jüdischer Kaufleute, Küchengefäße und zahlreiche andere Gegenstände von bisweilen unklarer Bestimmung. Die staatlichen Maßnahmen zur Tilgung aller »Spuren des Deutschtums« betrafen nur den öffentlichen Raum, sie endeten an Hauseingängen und Wohnungstüren. Was von den vorgefundenen Dingen behalten oder entsorgt wurde, unterlag meist der Entscheidung der neuen Bewohner. Und diese hatten nicht unbedingt das Bedürfnis, die Spuren des alltäglichen und häuslichen Deutschtums zu entfernen. So erzählt der Schriftsteller Piotr Adamczyk in einem Interview mit der Wroclawer Ausgabe der *Gazeta Wyborcza*: »Wir hatten zu Hause eine Brotmaschine mit der Aufschrift ›Breslau‹ und auf der Zuckerdose stand auf Deutsch ›Zucker‹. Bei vielen meiner Freunde in Wrocław gibt es bis heute solche oder ähnliche Relikte. In ihren Regalen stehen zum Beispiel deutsche Bücher mit den Exlibris der Vorkriegsbesitzer.« Die ersten beiden Generationen von Umsiedlern wurden im Geiste der Feindschaft oder bestenfalls des Misstrauens gegen die Deutschen erzogen, während zugleich, wie der ebenfalls aus Wrocław stammende Literaturwissenschaftler und Dichter Stanisław Bereś bemerkt, das Alltagsleben und sogar die

Geschmäcker »von deutschen Gegenständen, Geräten, Formen und vom deutschen Geist geprägt« wurden. Ist es angesichts dessen nicht erstaunlich, dass noch niemand untersucht hat, was es für die Psyche des Menschen bedeutet, wenn er sich in den Hinterlassenschaften eines eben noch verfeindeten Volks ein neues Leben aufbauen muss? Dieser Aspekt steht im Mittelpunkt meiner Betrachtung des Schicksals des ehemals Deutschen in Polen.

### **Als habe man alles Schöne vertrieben**

Meine Großeltern mütterlicherseits – Oma Stefania und Opa Zdzisław – kamen aus einem großpolnischen Dorf nach Legnica, mit nichts als zwei Koffern und einem Federbett. Erinnerungsstücke an ihre Familien hatten sie keine mitnehmen können. Oma Stefania sagte immer, für sie hätte erst mit dem Umzug nach Legnica das wahre Leben begonnen. Hier kamen die Kinder zur Welt und hier sammelten sich Besitztümer an. Viele hatten einen deutschen Stammbaum. Oma Maria wiederum, die Mutter meines Vaters, eine Zwangsumsiedlerin, die aus der Gegend von Lwów (Lemberg) nach Sobótka (Zobten am Berg) bei Wrocław kam, brachte aus dem Osten neben einigen Kleidungsstücken nur ein Gebetbuch und ein paar Fotos mit. Wegen des Mangels an eigenen Erinnerungsstücken wandte sich meine Familie auf der Suche nach einem materiellen Fundament den ehemals deutschen Gegenständen zu. Wie eine Kletterpflanze, die nach etwas Festem und Stabilem sucht, um sich daran emporzuranken.

Die neuen Bewohner begannen ein neues Leben und mussten auch sich selbst neu erfinden. Gegenstände können dabei helfen. Und so versuchte man in der ersten Zeit, die Andersartigkeit oder Fremdheit der vorgefundenen Möbel, Bilder, Porzellangeschirre und Küchengeräte auszublenden. Womöglich sah in meinem Elternhaus

auch deshalb jahrzehntelang niemand das Hakenkreuz auf der Unterseite der Keramikschüssel.

Ich bin in einem Teil von Polen aufgewachsen, für den bis heute niemand einen richtigen Namen gefunden hat. Offiziell nannte man ihn »die Wiedergewonnenen Gebiete«, im Volksmund »Wilder Westen«, »an Restpolen angeheftetes Stück Deutschlands« oder auch einfach nur »Deutschland«. Seit das Propagandanarrativ von der Rückkehr auf ureigenes Territorium verworfen wurde, kommen die Wiedergewonnenen Gebiete in Anführungszeichen und Publizisten und Wissenschaftler sprechen lieber von West- und Nordgebieten. Manche würden – in Analogie zur traditionellen Bezeichnung der Grenzgebiete im ehemaligen polnischen Osten – auch gern den Begriff *Kresy Zachodnie*, Westliche Grenzgebiete, etablieren. Doch was wäre in diesem Fall mit Olsztyn (Allenstein)? Ein in Łódź geborener Bekannter spricht hartnäckig von den »Gebieten aus der Rückgewinnung« – vermutlich aus Rache für all die aus Zentralpolen entführten Katzen. Ich habe auch Menschen getroffen, die den Begriff »postdeutsches Polen« verwenden. Ich selbst sage meistens, ich stamme aus Niederschlesien.

Auch meiner Geburtsstadt wollte man nach dem Krieg die Vergangenheit nehmen, indem man ihre Geschichte in direkter Linie auf die lange zurückliegende Zeit der Piastenherrschaft zurückführte. Im Kindergarten sangen wir:

»Legnica ist meine Heimatstadt,  
die in Polen nicht ihresgleichen hat.  
Die Zeiger der Schlossuhr dreh'n ihre Runden,  
zählen den Kindern Legnicas die Stunden.  
Die Uhr stammt noch aus der Piastenzzeit,  
stellt seit jeher der Stadt ihre Dienste bereit.«

Das Lied log nicht, die Turmuhr stammt wirklich aus der Piastenzzeit. Nur dass »piastisch« damals mit »polnisch« gleichgesetzt wurde. Sehr viel später entdeckte ich auf einer Webseite über das ehemalige Liegnitz ein Lied, das von den Menschen gesungen wurde, die 1945 die Stadt verlassen mussten. Darin hieß es: »Es gehen Fremde durch die Straßen, wo ich gespielt und glücklich war.« Das traf mich wie ein Schlag in den Magen. Wie konnte ich denn fremd sein in meiner eigenen Stadt? Ich spürte doch, dass mich mit dem ehemals Deutschen eine besondere Beziehung verband.

Aufgewachsen bin ich in einem zehnstöckigen Plattenbau, dessen Farbspektrum aus Grautönen bestand und in dessen Umgebung keine anderen Formen zu finden waren als Sechzigerjahre-Schulen, Bürohausungetüme und würfelförmige Einfamilienhäuser. »Als habe man alles Schöne vertrieben«, schreibt Tomasz Różycki in seinem Essay »Über die Farben« über seine Heimatstadt Opole während der 1980er Jahre. Ich ahnte, dass unter der hässlichen Oberfläche etwas anderes verborgen liegen musste, und dieses andere fand ich in den Dingen aus der Vorkriegszeit, deren Herkunft mir aber lange nicht bewusst war. Selbst die praktischsten Gegenstände waren mit scheinbar unnötigem Zierrat, weit über das Funktionale hinausreichendem Beiwerk versehen. Und genau um dieses Beiwerk ging es. Es wirkte wie aus einer anderen Welt.

Ein Ding aus dieser anderen Welt war etwa der Aschenbecher mit der Aufschrift »J. F. Richter. Liegnitz Goldberger Str. 2. Lampen und Beleuchtungskörper, Glas- und Porzellanmalerei«. Ich entdeckte ihn im Keller meiner Großeltern, die nicht in der Platte wohnten, sondern in einem Altbau. Auf meinen fragenden Blick sagte mein Großvater nur, der Aschenbecher stamme von den Deutschen. Keine weiteren Erklärungen. Ganz offensichtlich dachte er nicht daran, dass ich erst zehn war und wenig über Geschichte wusste. Die Information, dass sich in einem polnischen Altbau deutsche Gegenstände befanden, beunruhigte mich und löste in

mir etwas aus, das Psychologen kognitive Dissonanz nennen. Um sie aufzulösen, stellte ich mir vor, dass sich in Großvaters Keller behelms deutsche Soldaten versteckt hatten, die abwechselnd »Heil Hitler« und »Ja, natürlich« brüllten und, wie es Männer eben taten, sich vor lauter Langeweile eine Zigarette nach der anderen ansteckten (es wurde noch geraucht damals). Wahrscheinlich waren sie von den Helden der TV-Serie *Vier Panzersoldaten und ein Hund*, die wir als Kinder schauten, aus dem Keller gejagt worden und hatten in ihrer angeborenen Tollpatschigkeit, die in allen Büchern und Filmen lebhaft ausgemalt wurde, panisch die Flucht ergriffen und dabei den Aschenbecher vergessen.

Das dunkle Treppenhaus meiner Großeltern barg ebenfalls Geheimnisse, die ich mit der Begeisterung eines Kindes erkundete, dessen Alltag der Plattenbau war. Der Stuck an der Decke, das gedrechselte Geländer, die Doppelfenster mit den Buntglasscheiben, die große Holztür mit den geschnitzten Auswölbungen, die Mauern – das alles hatte einen weitaus längeren und ehrwürdigeren Stammbaum als unser hastig hingeklotzter Zehngeschosser in der Ulica Neptuna. Sie zeugten von der Anwesenheit Fremder. Doch wer waren diese Fremden? Die Antwort war nicht leicht zu finden, wenn man nicht einmal wusste, wie man fragen sollte, weil jede Frage komplizierte und mit Tabus belegte Bereiche berührt hätte. Darum gab es in meiner Vorstellungswelt viele Jahre keine Brücke, die von den behelms Hitlersoldaten zu den Menschen führte, die einst im Haus meiner Großeltern gewohnt, Tee getrunken, gearbeitet, geschlafen und ihre Wohnungen eingerichtet hatten.

Das Haus meiner Großeltern in der Ulica Kartuska – im kommunistischen Polen Ulica Marchlewskiego, vor dem Krieg Karthäuser Straße – liegt im Stadtteil Zakaczawie. Dieser Stadtteil, der durch eine Inszenierung des Legnicaer Theaters (*Die Ballade von Zakaczawie*) landesweite Bekanntheit erlangte, war in den 1980er Jahren ein vielleicht nicht repräsentativer, aber doch anständiger Bezirk, in dem

überwiegend Arbeiter und Rentner wohnten. Sein Niedergang hatte gerade erst begonnen, und es sollten noch viele Jahre vergehen, bevor er nahezu unrettbar in Suff und Apathie versank. In Zakaczawie sah ich zum ersten Mal die alten Schriftzüge, hauptsächlich Namen deutscher Vorkriegsgeschäfte, die unter der Tünche hervorschimmerten. Unter dem Neuen kam dort das Vergangene zum Vorschein, wie auf einem Palimpsest, einem Schriftstück, von dem der ursprüngliche Text entfernt und das anschließend neu beschrieben wurde. Im ehemals deutschen Polen gelang das Entfernen und Überschreiben des ursprünglichen Textes nur teilweise, mit der Zeit löste sich die neue Farbe, blätterte ab oder verblasste, und gab die alten Schriftzüge frei. Die Palimpseste an den Fassaden der Legnicaer Altbauten regten meine Fantasie zu diversen kindlichen Theorien an. Unter anderem stellte ich mir vor, die geheimnisvollen Schriftzeichen wären eine Art Sprache aus der Zeit vor dem Turmbau zu Babel, ein uralter Dialekt, den früher alle Menschen gesprochen haben mussten.

Der Historiker Gregor Thum schildert im Vorwort seines Buches *Die fremde Stadt. Breslau 1945* ein Erlebnis aus einem Polenurlaub in den 1990er Jahren. Während einer Radtour durch Pommern habe er an einem besonders malerischen alten Bauernhof angehalten, um ein Storchennest auf dem Dach des Hauses zu fotografieren. Die auf dem Nachbarfeld arbeitende Familie habe ihre Tätigkeit eingestellt und ihn misstrauisch beobachtet. Als er das bemerkt habe, sei ihm bewusst geworden, dass das Drama des Jahres 1945, in dessen Folge der Osten Deutschlands von einem Tag auf den anderen polnisch wurde, in Pommern, Schlesien oder den Masuren auch ein halbes Jahrhundert später noch nachwirke. Dass heute polnisch ist, was einst deutsch war, sei offenbar nach wie vor ein unbewältigtes psychologisches Problem. In Großpolen oder in Galizien würde ein fotografierender Fremder wohl keine Aufmerksamkeit wecken, geschweige denn böse Verdächtigungen.

Seit den 1990er Jahren entstanden zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten über einst deutsche und heute polnische Gebäude, Denkmäler, Straßen und Plätze, Kunstwerke und Archive. In der Auseinandersetzung mit dem Verhältnis der Polen zum deutschen Kulturerbe überwog aber die Perspektive auf *das nach außen hin Sichtbare*. Was *drinnen*, in den Privatwohnungen, von den Deutschen zurückgelassen worden war, die Dinge, mit denen die neuen Besitzer täglich umgingen – Möbel, Geschirr, Öldrucke, Aschenbecher, Kleiderbügel, Stadtpläne, Postkarten –, wurde fast ausschließlich der Belletristik überlassen. Die alltägliche Materialität, die uns die Bewohner des einstigen deutschen Ostens hinterließen, kommt bei Historikern, Ethnografen, Kulturwissenschaftlern und Soziologen kaum vor. Wie die Historikerin und Kulturwissenschaftlerin Beata Halicka in ihrem 2015 erschienenen Buch *Polens Wilder Westen* über die kulturelle Aneignung des Oderraums in den Nachkriegsjahren schreibt, behandeln nur sehr wenige Studien die »Einstellung von Menschen in Westpolen der Nachkriegszeit« zu den ehemals deutschen »gewöhnlichen Dingen, zu den sogenannten Gegenständen des Alltagslebens«, die von den ausgesiedelten Deutschen zurückgelassen worden waren.

Die von Gregor Thum geschilderte Episode liegt zwei Jahrzehnte zurück, die Premiere von *Sami swoi* über ein halbes Jahrhundert, das Ende des Zweiten Weltkriegs fast achtzig Jahre. Löst der Anblick eines Deutschen mit Kamera in West- und Nordpolen immer noch Furcht aus? Immerhin lebt »ein Drittel aller Polen in alten deutschen Häusern«, woran 1995 Adam Krzemiński in einer von *Polityka*, dem polnischen Westinstitut und Radio Merkur organisierten Podiumsdiskussion erinnerte. Weiß dieses symbolische Drittel aller Polen noch, in was für Häusern es wohnt? Oder haben die Menschen alles ehemals Deutsche in ihnen beseitigt und wollen nicht mehr daran erinnert werden, wer sie erbaute? Was sind die alten deutschen Gegenstände für sie? Hübscher und zugleich nichts-

sagender Zierrat wie das Bildchen des Schutzengels, der ein Kind sicher über einen Abgrund geleitet? Fremder Plunder, in dem ihre Eltern und Großeltern sich einrichten mussten, weil sie keine Alternative hatten? Haben sie die in den Schubladen entdeckten Fotos fremder Menschen nur deshalb über Generationen aufbewahrt, weil es ungehörig gewesen wäre, sie wegzuworfen? Oder ist das ehemals Deutsche für sie ein Memento, eine Warnung, so wie für Magdalena Grzebałkowska, die Verfasserin einer Reportage über das Jahr 1945, die sich als Kind besorgt fragte, ob etwas, das ehemals deutsch war, nicht eines Tages auch ehemals polnisch werden könnte.

Auf der Suche nach Antworten auf meine Fragen wandte ich mich der Geschichte meiner eigenen polnisch-deutsch-ukrainischen Familie zu, deren beide Teile – der ost- und der großpolnische – sich auf ehemals deutschem Territorium niedergelassen hatten. Ich unterhielt mich mit Polen, die in von Deutschen erbauten Häusern leben und deutsche Gegenstände benutzen. Ich befragte Sammler und Sucher zu deutschen Kunstwerken und noch zu entdeckenden deutschen Schätzen. Ich las Archivmaterialien – zumal die im Rahmen der vom Westinstitut in Poznań in den Jahren 1957, 1966 und 1970 organisierten Schreibwettbewerbe entstandenen Erinnerungen der ersten Siedler, die bis heute im Archiv des Instituts liegen – sowie die Arbeiten polnischer und deutscher Forscher und Forscherinnen zu Themen der materiellen Kultur. Ich sprach mit Historikern und Historikerinnen, Regionalwissenschaftlern und Regionalwissenschaftlerinnen, Aktivisten und Aktivistinnen, Museumsangestellten sowie Schriftstellern und Schriftstellerinnen. Die Geschichte der Gegenstände ergänzte ich um die Geschichte eines deutschen Hauses – und der Mühen, die erforderlich waren, um es zu einem polnischen zu machen – sowie um eine Erzählung über die Nachkriegsschicksale deutscher Friedhöfe.

Ich betrachtete das erste und das zweite Leben des ehemals Deutschen: Welche emotionale Beziehung hatten die neuen Besitzer

zur übernommenen Habe, wie wurde sie genutzt und welche Bedeutungen erhielt sie im Laufe der Jahre? Ich war neugierig, mit welchen anderen Gegenständen man die alten deutschen Dinge kombiniert hatte, unter welchen Umständen man sie aufbewahrt oder sich ihrer entledigt hatte. Und schließlich fragte ich mich, worauf der nach meiner Beobachtung in den 1990er Jahren einsetzende Einstellungswandel beruht, in dessen Folge dem deutschen »Plunder« und »Müll« wieder Aufmerksamkeit und Anerkennung zuteil wird.

Dieses Buch will keine wissenschaftliche Forschungsarbeit sein. Es ist ein persönlicher Führer durch die Geschichte des ehemals Deutschen in seiner alltäglichen, häuslichen Variante; eine teilnehmende Beobachtung und Dokumentation einer Reise durch Polen – keineswegs nur durch Westpolen, denn auch im polnischen Südosten finden sich deutsche Relikte. Indem ich darüber schreibe, wie sich Biografien von Menschen mit Biografien von Gegenständen verflechten, möchte ich wenigstens einen Teil dessen in Worte fassen, was – wie ich meine – bis jetzt noch nicht in Worte gefasst wurde.